

## **Bahiyih Nakhjavani – Wir und sie: Vier Geschichten**

Aus dem Englischen von Anette Grube

### **Wir**

Wir rechneten schon seit geraumer Zeit damit, dass das Buch erscheinen würde. So ein naheliegendes Thema, das nur darauf wartete, bearbeitet zu werden. Traumhaft. Wir waren überzeugt, dass es unserem Selbstvertrauen einen Schub geben würde, und unser Selbstvertrauen brauchte einen Schub nach allem, was wir durchgemacht hatten. Es war natürlich eine persönliche Geschichte, aber wir dachten, dass es den Zeitgeist unserer Epoche treffen würde. Wir sind Millionen, verstreut über den Planeten; wir sind buchstäblich überall, in Frankreich und Deutschland, in Italien und Spanien, in Australien, Kanada und den USA. Sogar in skandinavischen und lateinamerikanischen Ländern findet man uns. Wir waren sicher, dass das Buch auf eine große Leserschaft treffen würde.

Wir erwarteten selbstverständlich einen Bestseller. Diese Geschichte würde die Welt im Sturm erobern. Es würde von Longlists in Shortlists aufsteigen, in Talkshows und Dokumentarsendungen behandelt werden. Es würde literarische Preise regnen, der Autor, wer immer er oder sie wäre, würde auf Lesereisen gehen. Darüber spekulierten wir eine Weile; über den Verfasser machten wir uns zugegebenermaßen ein paar Sorgen. Es müsste vermutlich eine Frau sein, schlussfolgerten wir, weil iranische Frauen von den Medien dieser Tage mit mehr Aufmerksamkeit bedacht werden, ob sie nun gut schreiben oder nicht. Das beunruhigte uns, um ehrlich zu sein. Aber man kann nicht immer alles haben, oder? Letztendlich ist Anerkennung wichtiger als Geschlecht.

Die entscheidende Frage war: Welche literarische Form sollte das Buch annehmen? Roman? Sachbuch? Manche von uns hofften auf einen topaktuellen Kommentar, einen soziopolitischen Überblick über „Der ursprüngliche Arier: Damals und heute.“ Andere hielten ein literarisches Meisterwerk für schicker, einen umwerfenden Erstling mit dem Titel „Die Exilanten von Malibu“ oder so ähnlich, der den langen klammen Winter unserer Entwurzelung beschrieb. Die meisten von uns wünschten sich eine einfache, von Herzen kommende Geschichte über eine unmögliche Liebe oder eine dysfunktionale Familie, vielleicht mit dem Titel „Scheherazade aus der Vorstadt“. Wir

wären sogar mit einem Ratgeberbuch zufrieden gewesen, zehn eingängige Kapitel und ein komplizierter Untertitel wie: „Wie gehe ich mit den psychologischen Nachwirkungen des Diaspora-Syndroms um.“ Irgendwas, so lange es um uns ging, das abschließende Wort über uns.

Wir waren aufgeregt. Jeden Tag rechneten wir mit dem Bestseller, dem preisgekrönten Buch, dem Knüller. Aber nichts geschah. Wir warteten, Wochen, dann Monate. Der dreißigste Jahrestag der Revolution kam und ging, die grünen Fahnen der Opposition wurden erhoben und gesenkt, und immer noch nichts. Wahlergebnisse wurden gefälscht und missachtet, Oppositionsführer unter Hausarrest gestellt, angeblich vorübergehend, Jugendliche und Frauen von den Straßen gekratzt und von Festplatten gelöscht, und kein Buch erschien. Nichts. Wir durchforsteten die Kritiken und Archive. Doch unsere Geschichte war nicht geschrieben worden. Nicht einmal aus historischer Perspektive, ganz zu schweigen von einer aktuellen. Nicht einmal in Kurzform im *Economist*. Nicht einmal auf Französisch. Wir, die Iraner in der ersten Person Plural, existierten nicht in gedruckter Form.

Es war erschütternd. In der ersten Person Singular gab es genügend Belege für uns in den Regalen der Buchhandlungen, aber wir standen nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Individuelle Geschichten waren reichlich vorhanden in den Läden der Buchhandelsketten, aber sie waren nicht über uns, im Hier und Jetzt. Sie handelten vielmehr von einem Land, das nicht mehr existierte, oder von einer ästhetisch hochsensiblen Vergangenheit oder von einem Ort für die sehr Reichen, die sehr Religiösen, die sehr Feministischen oder auch nur von Filmen. Es gab Biografien über die, die mit dem Pfauenthrone in Zusammenhang gebracht wurden. Verschwörungstheorien über den Sturz von Mossadegh. Die wahren Geständnisse derjenigen, die sich noch daran erinnerten, dass Hitler unser Öl wollte, um den Zweiten Weltkrieg zu gewinnen. Oder fiktive Memoiren von Schlüsselfiguren der Konstitutionellen Revolution. Doch nichts davon handelte tatsächlich von dem hydraköpfigen, widersprüchlichen, paradoxen Wir, dem multiplen ersten Person Plural Wir in Toronto und Sydney, in Bogotá und Beijing, das auf der ganzen Welt Persisch spricht.

Wir begannen, an uns zu zweifeln. Waren wir ein Hirngespinnst unserer eigenen Fantasie, in die Irre geführt von falschen Erwartungen? Gewiss nicht! Unsere

Geschichte war universell, die Wirkungen unseres Exils international, insbesondere was die Qualität von Dämmmaterial und bessere sanitäre Einrichtungen im Haushalt betraf. Vielleicht waren wir einfach nicht sensationell genug, nicht sexy genug, um von den Medien wahrgenommen zu werden. Aber diese Vorstellung war absurd! Gehören unsere Frauen nicht zu den schönsten der Welt, unsere Politiker nicht zu denen, die am schnellsten vergessen werden? Was unsere ökonomische Schlagkraft angeht, so ist unser Unternehmergeist weltbekannt, unser Geschick im Basar unübertroffen. Wir können den Arabern Sand, den Eskimos Schnee und Newcastle die sprichwörtlichen Kohlen verkaufen. Wie konnten wir da den Glauben an unsere Geschichte verlieren?

Unter diesen Umständen kamen wir zu dem Schluss, dass es nur noch eine Alternative, nur noch eine Option gab. Wir hatten es mit allen versucht – Monarchen und Mullahs, Ausländern und Häretikern -, also blieb nur noch eine Lösung. Wir warteten schon so lange auf das Buch, das unserem Selbstvertrauen einen Schub geben sollte, dass wir keinen Augenblick mehr damit verschwenden durften, anderen, nicht einmal mehr einer Frau, die Schuld dafür in die Schuhe zu schieben, dass es bislang nicht erschienen war. Wenn wir eine glaubwürdige Geschichte wollten, dann mussten wir jetzt selbst die Verantwortung dafür übernehmen. Wir mussten sie selbst schreiben.

### **Bockshornklee**

Bei ihr zu Hause stank es immer danach. Es war ein stechender, scharfer Geruch, ein beißender, überwältigender Mief, der sich über alles legte. Er war eine permanente Einrichtung in der Wohnung wie das Klo, wie die Heizung. Er war in den beigefarbenen Teppichboden eingedrungen, hatte die rosa Satinvorhänge im Wohnzimmer imprägniert und klebte an der alten Decke, die auf der Couch lag, und in der erbsengrün geblühten Gästebettwäsche in ihrem Wäscheschrank. Der Geruch haftete auch unserer Kleidung an, wenn wir sie besuchten; ja, er steckte in jedem Haar auf unseren Köpfen und in unserer Haut. Wenn wir nach einem Wochenende bei ihr zurückkehrten, schrubbten wir uns manchmal in der Dusche unter den Fingernägeln, damit die Nachbarn nicht die Nase rümpften, wenn wir an ihnen vorbeigingen.

Sie wohnte im sechsten Stock eines großen Wohnblocks nahe einer anonymen Kreuzung in Toronto. Nichts unterschied die Kreuzung von irgendeiner anderen in der Stadt außer ihrem Geruch. Er verbreitete sich in einem Umkreis von Meilen. Manchmal wurde er von der Einfahrt ihres Blocks bis zur Ampel geweht. Er war so stark, so durchdringend, dass wir ihn in der Luft rochen, kaum hatten wir auf dem Parkplatz die Autotüren geöffnet. Vielleicht kochte sie bei geöffneter Balkontür und verbreitete die Ausdünstungen im ganzen Viertel. Vielleicht hatten ihre Kochkünste im Lauf der Jahre einfach ein unsichtbares Miasma erschaffen, das wie eine Wolke über diesem Teil der Lawrence Street hing, auch wenn ihre Fenster geschlossen waren. Im tiefsten Winter, bei Temperaturen unter null Grad, wenn es schneite und Haufen aus schwarzem Eis die Straße säumten, wenn Schneepflüge Matsch räumten und braunes Salz und Sand in alle Richtungen verstreuten, konnten wir ihn gelegentlich aus einem halben Block Entfernung riechen. Gott weiß, was ihre Nachbarn davon hielten.

Im Gebäude war es schlimmer. Kaum waren wir durch die Eingangstür getreten, hüllte uns der Geruch ein. Er erfüllte die gesamte Eingangshalle. Er kroch in jede Ecke und Ritze zwischen der Tür und der Treppe, war in die lila bezogenen Sitzwürfel in der Halle gesickert und in den dunkelbraunen Stoff, mit dem der Aufzug ausgeschlagen war. Er begleitete uns und jeden, der zufälligerweise mit uns den Lift bestieg, bis hinauf zu ihrer Wohnung im sechsten Stock und schlug uns ins Gesicht, kaum dass sich die Stahltüren geöffnet hatten. Der braune Teppich im Flur roch danach; der Geruch wurde stärker, je näher wir ihrer Tür kamen, der vorletzten auf der linken Seite. Und als wir davor standen und auf ihre stinkende Klingel drückten, war uns bereits schwindlig. Wie konnten es ihre Nachbarn ertragen?

Das Merkwürdige war, dass sich niemand beschwerte. Niemand klebte einen Zettel an ihre Tür, wie wir es gern getan hätten, auf dem stand: „Mach dem Gestank ein Ende!“ Oder steckte Botschaften in ihren Briefkasten in der Eingangshalle und drohte ihr mit einer Anzeige, wenn sie nicht mehr Rücksicht auf andere nahm. Niemand forderte von ihr, ihre kulinarischen Aktivitäten aus humanitären Gründen einzuschränken, oder warf ihr vor, seine olfaktorischen Rechte zu verletzen. Und wir schienen die einzigen zu sein, denen es peinlich war, im sechsten Stock den Lift zu betreten oder zu verlassen. Wann immer wir nach mehreren Stunden gesättigt mit ihrem Geruch in die Halle hinunterfuhren, hasteten wir am Portier vorbei, damit er

nicht roch, woher wir kamen, und liefen hinaus auf den Parkplatz, weil wir dem Familienaroma schnellstmöglich entfliehen wollten. Wir verhielten uns wie die typischen jungen Immigranten der zweiten Generation, die wir waren. Bei ihrer Beerdigungen wären wir nicht überrascht gewesen, wenn die Blumen gestunken hätten.

Aber die Nachbarn mochten sie. Sie liebten sie. Nie vergaßen sie die geistreiche persische Dame mit dem schiefen Lächeln und dem bissigen Sinn für Humor, die im sechsten Stock gelebt hatte. Als wir eine Weile später mit gesenkten Köpfen und beschämt ihre Wohnung ausräumten und hofften, niemand würde uns wiedererkennen, hielten sie uns schon in der riechenden Eingangshalle auf, sprachen uns im immer noch stinkenden Aufzug an, erzählten uns, dass ihnen unsere Großmutter Gläser mit selbstgemachten Pickles geschenkt hatte, dass sie ihnen diese unglaubliche persische Soße mit Bockshornklee gekocht hatte, die man zum Reis isst. Sie war eine so authentische Person gewesen, vertrauten sie uns an, eine so wahrhaftige. Das Essen, das sie kochte, die Pickles, die sie verschenkte, waren so einzigartig wie ihr Glaube an die Menschlichkeit. Man konnte dieser alten Dame sein Leben anvertrauen, sagten sie, und sich in jeder Hinsicht auf sie verlassen: Sie war so großzügig. Und peinlicherweise hatten sie Tränen in den Augen, als sie uns ihr Beileid ausdrückten.

„Wisst ihr“, sagten sie, „das, was wir mit am meisten vermischen, ist der köstliche Duft der persischen Küche eurer Großmutter. Wir haben so gern neben ihr gewohnt.“

## **Nachbarn**

Nachdem sie zum ersten Mal die Schuhschachtel von Apartment im obersten Stock eines Wohnhauses betreten hatte, in dem ihre Tochter lebte – aus der Dusche tröpfelte Mäuseurin, in der lila gestrichenen Toilette roch es nach Käse -, war die alte Dame sofort auf den Balkon vor der winzigen Küche gegangen, um Luft zu schnappen. Und das erste, was sie sah, als sie nach unten schaute, war ein nackter Mann, der rauchte. Sie schluckte einen Mundvoll Rauch und zog sich sofort wieder in die Wohnung zurück.

Ihre Tochter, die ebenfalls rauchte, aber in der Wohnung, verspottete sie. „Du glaubst

doch nicht etwa, dass auf dem Dach eines Hauses im Marais ein Garten blüht?“, sagte sie.

Die alte Frau hatte nur die Aussicht vom vierten Stock und die Nachbarn inspizieren wollen. Die Nachbarn zu begutachten war ihre Art, sich zu Hause zu fühlen.

Was für ein Nachbar war das?

„Wenn er jung ist, könnte es der Sohn des Messerschleifers sein“, erklärte ihre Tochter, als würde ihn das entschuldigen. „Oder vielleicht sein Lehrling.“

Die Aussicht war genauso deprimierend. Der Küchenbalkon ihrer Tochter ging nach Norden und war mit einem rostigen Geländer gesichert. In einer Ecke standen ein kränklicher Mopp und ein schmutziger Eimer, in der anderen ein aufgegebener Blumentopf und ein angenagter Besen. Den Blumentopf benutzte ihre Tochter als Aschenbecher, und ihre Bemerkung über den Garten war insofern eindeutig defensiv gewesen. Die Überreste der Pflanze, die einst darin gewachsen war, ragten aus der schwarzen Erde wie der Ellbogen eines toten Mannes, verkrüppelt, amputiert, leprös, doch der lebende Mann, nackt bis zur Taille im Sonnenschein einen Stock tiefer, saß vor einer Reihe kräftiger Bambuspflanzen auf seiner Dachterrasse.

„Ach, der“, sagte ihre Tochter. „Das ist wahrscheinlich der Liebhaber des Messerschleifers. Ich weiß nicht, wer von ihnen raucht. Sie liebte es, ihre konservative, altmodische, religiös angehauchte Mutter zu schockieren, die zu lange im Iran geblieben war.“

Das Wohnhaus, erbaut zu Beginn des 20. Jahrhunderts, war von anderen ebenso alten Häusern umgeben, und rechts und links wurde die Wohnung von ähnlichen Apartments nur ohne Balkon flankiert. Es gab also nicht viel zu sehen vom vierten Stock außer Dächern, Wäscheleinen und den Höfen unten. Die einzigen Hinweise auf Nachbarn waren der Messerschleifer auf seiner Dachterrasse und ein schwarzer Lieferwagen, der hinter dem Haus abgestellt war. Er gehörte einer Transportfirma, die den doppelten Hof als Parkplatz nutzte: ein Taxi, ein Krankenwagen und ein Leichenwagen, sagte ihre Tochter.

„Um alle Eventualitäten abzudecken“, fügte sie kühl hinzu.

Ihre Mutter hielt es für überaus geschmacklos, dass ihre Tochter zwischen einem

Beerdigungsinstitut und einem Messerschleifer wohnte. Man konnte kaum vertrauensvoll nach rechts oder links schauen, meinte sie. Aber zumindest war unten etwas Grünes zu sehen. Die Reihe der Bambuspflanzen war hoch und dicht; die frischen jungen Triebe zeigten nach oben wie spitze Speere. Es faszinierte sie, wie die Bambusblätter sich auf der Dachterrasse bewegten und glänzten und das Licht einfingen. Der rauchende Mann saß im schraffierten Schatten scharfer grüner Messer.

„Vielleicht ist es der Messerschleifer selbst“, spottete ihre Tochter und blies ihr Zigarettenrauch ins Gesicht. Über ihrem Kopf schwebte bereits blauer Dunst.

Die alte Frau wandte sich ab, um die Respektlosigkeit ignorieren zu können, um nicht mit ansehen zu müssen, wie diese fremde Tochter die Zigarette in der Spüle ausdrückte. In diesem Land rauchen sie so viel wie im Iran, dachte sie. Aber manche Leute rauchen wenigstens im Freien.

Ihre Tochter wusste nicht, wer ihre anderen Nachbarn waren. Sie hatte keine Ahnung, wer direkt unter ihr oder über der Taxi- und Leichenwagenfirma wohnte oder wer die Mieter über der Werkstatt des Messerschleifers im Haus nebenan waren. Die alte Dame aus dem Iran staunte, dass man jahrelang Seite an Seite mit Leuten leben konnte und nicht wusste, wer sie waren.

„Warum willst du das wissen?“, murrte ihre antisoziale Tochter, die schon zu lange im Westen lebte.

Die alte Frau wusste nur, dass sie ihr Zuhause und ihre Nachbarn vermisste. In Teheran war sie mit allen Nachbarn befreundet gewesen. Manche von ihnen kannte sie seit Jahrzehnten. Gute Menschen, freundliche Menschen, die ihr in mancherlei Hinsicht näher standen als ihre Familie. Sie hatte den Iran verlassen, weil er ohne ihre Kinder nicht mehr ihr Zuhause war. Aber hier, ohne ihre Nachbarn fühlte sie sich heimatlos.

Erst ein paar Tage später, nachdem sie den Jetlag überwunden hatte und der Kulturschock nachgelassen hatte und ihr endlich aufgefallen war, dass der Fernseher in der falschen Sprache sprach, begann sie die Geräusche wahrzunehmen. Die Nachbarn ihrer Tochter machten Lärm. Das Kreischen der Maschine in der Werkstatt des Messerschleifers war schlimmer als das eines Bohrers beim Zahnarzt. Es war

das perfekte Echo des knirschenden Unmuts ihrer Tochter darüber, dass sie bei ihr in der winzigen Wohnung untergekommen war. Wer ließ so viele Messer schleifen?

„Mörder“, murmelte ihre Tochter.

Die Taxi- und Krankenwagenfirma benutzte industrielle Staubsauger, die aufheulten und so hart mit ihr ins Gericht gingen wie die gereizten Bemerkungen ihrer Tochter. Der Leichenwagen war zwar noch nicht zum Einsatz gekommen, aber das Plärren des Taxifunks und das Kreischen der Krankenwagensirene ließen das Herz der alten Dame vor Schreck jedes Mal einen Schlag aussetzen. Der schrille Lärm war, als würden Fingernägel über Wände kratzen. Warum war die Sirene so laut?

„Damit man die Schreie nicht hört“, sagte ihre Tochter und sah sie böse an. Sie war eine zynische junge Frau. Und warum? Sie hatte nicht einmal die Kriegsjahre miterlebt; sie war nicht mehr da gewesen, als ihr Bruder verschwand. Sie hatte den Iran vor der Revolution verlassen.

Die alte Dame biss sich auf die Zunge. Sie wollte nicht über das Schicksal ihres Sohnes nachdenken. Sie wollte nicht darüber nachdenken, ob er geschrien hatte dort draußen in den Bergen von Kurdistan, wo er in einem Krieg gekämpft hatte, den zu verstehen er zu jung gewesen war. Aber sie konnte nicht umhin, sich an ein paar Nachbarn in Teheran zu erinnern: an das alte Paar, dessen Haus mitten in der Nacht aufgebrochen worden war, und an einen jungen Mann, der auf dem Weg zur Arbeit entführt worden war und nie zurückkehrte. Seine Frau gab ein Vermögen an Bestechungsgeldern aus, um herauszufinden, was mit ihm passiert war, bevor auch sie spurlos verschwand. Doch als das alte Paar in der Nacht ins Gefängnis verschleppt wurde, hatten sie um Hilfe gerufen. Sie hatten geschrien. Anschließend hatte sie nicht mehr schlafen können.

Um sich zu beruhigen, ging die alte Frau auf den Balkon hinaus und schaute in den Bambusgarten hinunter. Es war schön, den Lehrling oder Liebhaber oder vielleicht auch Sohn des Messerschleifers zu betrachten, langgliedrig und geschmeidig in seinen Bewegungen.

Der einzige Sohn ihrer Nachbarn war ein paar Tage nach der Verhaftung des alten Paares gekommen, um nach seinen Eltern zu suchen; er war die ganze Strecke von Bandar Abbas mit dem Bus gefahren. Ein anständig aussehender Mann Mitte vierzig,



auf den die alten Leutchen so stolz gewesen waren, dass sie ihr, der treuen Nachbarin, sein Foto gezeigt hatten. Er trug darauf seine besten Kleider, stand neben seiner Frau und seiner kleinen Tochter, die eine Schale mit Linsensprossen für Nouruz in den Händen hielt. Deswegen erkannte sie ihn, wie er niedergeschlagen mitten auf der Straße stand. Deswegen öffnete sie nicht, als er klopfte und klingelte. Es war zu riskant. Es war nicht sicher. Sie hatte sich nicht getraut in diesen frühen Jahren der Republik mit Leuten in Verbindung gebracht zu werden, die angeklagt waren, Verderber der Erde und zionistische Spione zu sein. Sie war in der Wohnung geblieben, bis sie nichts mehr hörte, doch als sie endlich nach draußen ging, stand er noch immer da, ein erwachsener Mann, der einen einzelnen Schuh im Arm hielt und weinte.

Sie blinzelte die Erinnerung rasch weg und wischte sich über die Augen. Nein, es war unerträglich, daran zu denken. Denn da war er wieder, dachte sie und schaute über das verrostete Balkongeländer hinunter zu dem Lehrling des Messerschleifers, der unter dem grünen Bambus saß. Dass sie nicht genau wusste, wer er war, machte die Nähe des jungen Mannes nur noch zermürend. Nachbarn in Europa waren einander so fremd und so nah. Seine gebräunte Brust war mit einem dichten Pelz schwarzer Haare bedeckt. Blaue Tätowierungen schlängelten sich über seinen Bauch. Er musste ungefähr so alt sein wie ihr Sohn. Doch am meisten überraschte sie das Buch in der Hand des jungen Mannes. Er schärfte keine Messer mehr und war herausgekommen auf die Dachterrasse, nicht nur um zu rauchen, sondern auch um zu lesen. Was um alles in der Welt las ein Messerschleifer?

„Kriminalromane wahrscheinlich“, sagte ihre Tochter in der Wohnung.

Verbrechen, aber keine erfundenen, dachte ihre Mutter traurig und erinnerte sich an die willkürliche Verhaftung ihrer Nachbarn. Später wurde alles vertuscht, aber es war wirklich passiert. Ihre Freunde, die zu verteidigen sie keinen Finger gerührt hatte, waren im Gefängnis von Evin verschwunden, ebenso der Sohn ihrer Nachbarn und zahllose andere: junge Frauen, Studenten, die Hoffnung des Landes, alle verschwunden. Sie hatte das Verbrechen begangen, nicht die anderen. Sie hatte ihr Vertrauen verraten.

In dieser Nacht träumte sie vom Lehrling des Messerschleifers. Sie träumte, dass sie auf den Balkon der kleinen Wohnung ihrer Tochter geschlichen war und ihn

beobachtete, als er sich plötzlich umdrehte und zu ihr hinaufschaute. Und da sah sie, dass er ihr Sohn war, über seinem Herzen die blauen Striemen der Peitsche.

Und sie erwachte zum Kreischen der Krankenwagensirene.

## **Der Verein**

Anfänglich war es uns als wirklich gute Idee erschienen: ein Kulturverein, ein Ort, um über Bücher und Filme zu sprechen, um die Poesie und Musik Persiens am Leben zu erhalten. Vermeiden wir die Bezeichnung Iran: Sie hat so unangenehme und fragwürdige Lesarten angenommen. Wir liebten diesen Namen, als er die glorreiche Vergangenheit heraufbeschwor, doch seine derzeitigen Konnotationen sind weniger vertrauenswürdig. Unser Standpunkt war, dass wir keine Zeit mehr für fruchtlose ideologische Diskussionen verschwenden und keine sinnlosen Streitgespräche und Auseinandersetzungen mehr führen wollten. Wenn das eigene Land von einer Theokratie beherrscht wird, ist das letzte, was man möchte, sich in theologischen Ergüssen ergehen. Hatte es im Lauf der Jahre nicht genügend politischen Unfrieden gegeben? Hatten wir religiöse Zwistigkeiten nicht satt? Nur die Kunst konnte die Kränkungen wiedergutmachen, die Wunden heilen.

Abgesehen davon gab es für uns noch andere Gründe, so etwas wie eine kulturelle Zusammenkunft in diesem Hinterhof von Paris zu etablieren. Wir brauchten einen Verein, der bei den jungen Leuten die Liebe zu unserer Sprache förderte, der das Vermächtnis der persischen Geschichte für die nächste Generation bewahrte. Es war schön und gut, mit unseren Kindern über Corneille und Racine zu diskutieren, über Jean Paul Sartre und Camus zu sprechen, aber was war mit unserer eigenen Literatur und Philosophie? Und außerdem wollten wir unseren Freunden und Nachbarn die Kunst des „echten“ Iran nahebringen; wir wollten den säkularen Franzosen einen Einblick gewähren in dieses „wahre“ Land unserer Herzen, aus dem eine Verbannung unmöglich war, ein Ausschluss unvorstellbar! Wir machten das zu unserem Motto und verschickten Bitten um Mitgliedsbeiträge.

Die Reaktionen waren enthusiastisch. Beiträge flossen von allen Seiten – wir sind ein großzügiges Volk –, und Mittel für mindestens zwei Jahre gingen ein. Ein Organisationskomitee wurde gebildet, und ein paar Monate später war ein

Versammlungsraum gefunden. Zugegeben, er war ein bisschen düster, ein bisschen deprimierend, denn es handelte sich schließlich nur um einen Lagerraum in einem Hinterhof der Rue Faubourg St. Antoine, aber die Miete war für das Quartier günstig, und wir konnten uns immer auf etwas Besseres freuen, sobald die Sache richtig lief. So lautete zumindest das Argument, das wir den Mitgliedern präsentierten, als sich ein paar von ihnen enttäuscht über unsere Wahl der Örtlichkeit äußerten.

Trotz der nachfolgenden lebhaften Diskussion war die Begeisterung für den Verein groß, und wir machten weiter. Teppiche wurden gespendet, um den Raum etwas freundlicher zu gestalten. Andere steuerten Tee, Zucker und einen elektrischen Samowar bei. Die Sicherheitsvorschriften wurden, nennen wir es, großzügig ausgelegt, um eine provisorische Küche im Hinterzimmer einzurichten, sodass Erfrischungen serviert werden konnten. Wir waren uns einig, dass das ganz wesentlich war. Eine enthusiastische Französin mit Steckern entlang beider Ohrmuscheln, die unter ungewissen Umständen in Afghanistan gewesen war und unser Vorhaben unterstützen wollte, stellte Wandbehänge zur Verfügung. Es waren nicht die richtigen, aber was zählte, war die Geste, und wie hätten wir sie ablehnen können, wenn unsere Kultur es verbietet, jemanden zu kränken? Problematischer war das Programm. Über welche Themen sollten wir diskutieren? Über welche Kunst? Über welche literarischen Werke? Wer waren die Dichter und Schriftsteller und Musiker, die wie einladen sollten? Wir konnten uns nicht einigen.

Die Diskussionen über die zukünftigen Aktivitäten unseres neuen Iranischen Kulturvereins zogen sich über mehrere Wochen hin. Über Monate. Der Winter verging, und das Frühlingsfest Nouruz wurde dieses Jahr mit hitzigeren Gefühlen als üblich gefeiert. Es drohte das Vakuum des Pariser Sommers, und wir hatten uns immer noch nicht zu Entscheidungen durchringen können. Zu diesem Zeitpunkt war die Stimmung aufgeladen. Emotionale Ansprachen wurden gehalten. Tränen vergossen, Stimmen erhoben. Und dann, kurz bevor wir alle in die Ferien fuhren, wurde, um nicht allen Sinn für Humor zu verlieren und um den Frieden zu wahren, endlich beschlossen, dass die erste Diskussion im Herbst die Tradition der Satire in der iranischen Kultur zum Thema haben sollte. Obwohl es zu spät war, einen Redner zu bestimmen, hielten wir das Thema für erfrischend genug, um uns alle zu interessieren, für unpolemisch genug, um den Ball ins Rollen zu bringen und zwar in die richtige Richtung, und für literarisch genug, um politische und religiöse Dispute zu

unterbinden. Und die jüngere Generation musste sich zwangsläufig angesprochen fühlen.

Es endete natürlich in einer Katastrophe. Was ist Satire, wenn nicht polemisch, und worüber verfassen Iraner heutzutage Satiren, wenn nicht über Politik und Religion? Abschlägige Kritik wurde laut. Unsere Diskussion artete in einen Streit aus, verwickelte sich in Kränkungen und hatte uns bis zum Ende des Abends alle in Stücke gerissen. Manche waren der Meinung, dass Satire ein zu negatives Bild vom Iran zeichnete und vom Standpunkt der Diaspora politisch nicht korrekt war; andere waren der Ansicht, dass sie gar nicht negativ genug sein könnte, wenn sie irgendeine Wirkung haben wollte. Die einen waren empört, weil sie ernste Sachverhalte auf die leichte Schulter nahm und an Blasphemie grenzte; die anderen waren bereit, kritisch gegen die Kritiker vorzugehen. Ein paar hielten Satire für die letzte Zuflucht der Ohnmächtigen und für keine ernsthafte Kunstform, und alle warfen dem Organisationskomitee vor, mit der Wahl dieses Themas das Vertrauen des Vereins hintergangen und seine Ziele kompromittiert zu haben. Noch schlimmer war, dass kein Jugendlicher erschienen war. Das Semester habe gerade angefangen, verteidigten sie sich lahm. Aber tatsächlich waren sie nicht gekommen, weil wir ihre Eltern waren.

Vielleicht war es gut, dass sie nicht dabei waren angesichts der aufgeregten Meinungsverschiedenheiten, der wütenden Bemerkungen, die an diesem Abend hin und her geworfen wurden in dem Lagerhaus, in dem mottenzerfressene Stoffe aus Afghanistan hingen, in dem feuchten, verschimmelten Hinterhof hinter der Rue Faubourg St. Antoine. Beinahe kam es zu Handgreiflichkeiten. Unsere Empörung war groß, unsere Empfindlichkeiten waren verletzt. Ein paar von uns widerriefen tatsächlich ihre Mitgliedschaft. Als wir getrennter Wege durch die planlos angelegten Straßen nach Hause gingen, beschlossen wir, uns in Zukunft strikt an Themen der Ästhetik zu halten, über Schönheit statt Wahrheit zu sprechen.

Infolgedessen wurden Redner eingeladen, die häufig abgehandelte und altbekannte Themen darlegten; die grauen Eminenzen der Exilgemeinde kamen und wiederholten, was sie schon mehrmals zuvor bei anderen Gelegenheiten von sich gegeben hatten. Den Schwerpunkt bildete nostalgische und nicht denkwürdige, sentimentale und nicht bedeutende Kunst. Die meisten von uns hatten von den Gastrednern noch nicht einmal gehört: den minderen Poeten, den gescheiterten

Filmemachern, den nicht publizierten Schriftstellern mit den komischen Namen. Immer weniger von uns kamen zu den Vereinsabenden, und obwohl wir ihre Mitgliedsbeiträge übernahmen, ließen sich unsere jungen Leute nicht blicken. Sie hielten es für eine Veranstaltung für alte Trottel.

Als sich regelmäßig nur noch sechs Mitglieder einfanden, darunter die von Afghanistan besessene Französin, entschieden wir, den Verein ganz aufzulösen. Er war ein Flop, eine schlechte Idee, kostete nur unser Geld. Wir konnten die Miete für den Lagerraum nicht mehr zahlen und gaben die Teppiche und die Wandbehänge zurück. Es war uns nicht länger möglich, die Reisekosten der Redner zu übernehmen, und die Stromrechnungen waren astronomisch. Außerdem hatten wir keinen Tee mehr, und eine Sicherung war auf Dauer durchgebrannt. Und so setzten wir unsere Mitglieder in einem sachlichen Schreiben davon in Kenntnis, dass der Verein zu unserem großen Bedauern aufgrund mangelnden Interesses und unzureichender Unterstützung der Künste im „wahren“ Land unserer Herzen – aus dem eine Verbannung unmöglich war, ein Ausschluss unvorstellbar! – aufgelöst werden würde. Wir wären dankbar, schrieben wir, wenn wir unsere lieben Landsleute um einen letzten Gefallen bitten dürften: Wäre jemand bereit, einen wohlthätigen Beitrag zu leisten oder auf die Rückzahlung der Beiträge für das letzte Jahr zu verzichten, sodass wir die Rechnungen und ausstehenden Kosten begleichen könnten?

Und daraufhin erfolgte ein Aufschrei, ein Aufruhr. Eine Flut an E-Mails traf ein und brachte Entsetzen, Empörung, Zorn zum Ausdruck; wir erhielten Überweisungen und Umschläge mit – überraschenderweise – Zuspruch. Den Verein auflösen? Unser Erbe ausschlagen? Wie konnten wir auch nur daran denken, Vertrauen so zu enttäuschen? Wie konnten wir unseren Landsleuten dieses grundlegende Recht verweigern? Wie konnten wir es wagen, die Gruppe aufzulösen, ihre Hoffnungen zu zerstören, den Raum aufzugeben, in dem wir uns so frei ausdrücken konnten? Reichte es nicht, dass wir aus unserem Land verbannt waren? Reichte es nicht, in diesem fremden Land leben zu müssen, unserer Kultur und Sprache beraubt? Wo sonst konnten wir uns in unserer Muttersprache ereifern, wo sonst konnten wir streiten, uns gegenseitig verleumden und beleidigen? Wo sonst, wenn nicht in einem Kulturverein, der sich für den Iran engagierte?

Vielleicht war es doch eine gute Idee gewesen.

